

# JIMMY SPIDER

VON RAPHAEL MARQUES



...EIN FANTASY-AGENTEN-THRILLER



Raphael Marques

Jimmy Spider Folge 37

Jimmy Spider und das Refugium der Magier

[www.geisterspiegel.de](http://www.geisterspiegel.de)

Cover © 2008 by Tommy Tohang  
Coverbild © 2008 by Michael Sagenhorn

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf - auch teilweise - nur mit Genehmigung der Herausgeber und des Autors wiedergegeben werden. Die private Nutzung (Download) bleibt davon unberührt.

Copyright © 2013 by Geisterspiegel

Geisterspiegel im Internet: [www.geisterspiegel.de](http://www.geisterspiegel.de)

## Jimmy Spider und das Refugium der Magier

Wenn es irgendwo im Universum so etwas wie die absolute Leere gab, dann musste es sich um jenen Ort handeln, an dem ich mich gerade befand. Ich blickte nämlich nicht in irgendeine undurchdringliche Schwärze, ich sah einfach *nichts*. Ich roch nichts, ich spürte nichts, und wie ich gerade festgestellt hatte, atmete ich auch nicht. Zumindest mein Hirn hatte man mir aber gelassen.

Eigentlich hätte ich mich ja nun gemütlich zurücklehnen (wobei auch das in einem absoluten Nichts etwas kompliziert werden würde) und – wie man so schön sagt – die Seele baumeln lassen können, aber irgendwie hatte ich doch das Bedürfnis danach, dass etwas passierte.

Vorsichtig versuchte ich zu sprechen. »Hallo?«, rief ich in die Leere hinein. Zumindest sprechen konnte ich also noch, auch wenn ich nicht im Geringsten gefühlt hatte, dass sich meine Lippen bewegt hatten. Ganz zu schweigen davon, dass ich nicht einmal meine Lippen selbst gefühlt hatte.

»Jimmy? Bist du da?«, hallte es von irgendwoher in meine imaginären Gehörgänge. Sofort erkannte ich die Stimme – sie gehörte Ramesh Pukkat, meinem indischen Kollegen, der mich seit meiner Ankunft in Delhi begleitet hatte und wohl auch von diesem magischen Spiegel, dem ich diese wenig sehenswerte Reise zu verdanken hatte, aufgesogen worden war.

»Ob ich da bin, weiß ich nicht so genau. Aber ich bin, und das ist schon mal ein Anfang.«

»An dir scheint ein Philosoph verloren gegangen zu sein.«

Ich musste schmunzeln. Na ja, zumindest dachte ich, dass ich das jetzt eigentlich müsste. »Hast du vielleicht etwas Besseres zu tun, als die Zeit mit pseudophilosophischen Phrasen totzuschlagen?«

»Ja, da wüsste ich schon etwas«, erklang die Antwort des Inners aus dem Nichts.

»Und was?«, fragte ich.

»Du könntest mir verraten, mit welchem Trick dein Vater damals Vijay Brahma Singh in die Falle gelockt hat.«

Irgendwie hatte ich gehaut, dass Ramesh wieder darauf zu sprechen kommen würde. Aber diesmal würde ich mich wohl kaum herausreden können. »Erwähnte ich schon, dass du das gar nicht wissen willst?«, versuchte ich trotzdem, ihn abzuwimmeln.

»Ja«, erklang die knappe Antwort.

»Also gut, du hast es nicht anders gewollt. Mein Vater fand durch einen Informanten innerhalb von Singhs Organisation heraus, dass sein Erzfeind eine besondere sexuelle Vorliebe für hawaiianische Hula-Tänzerinnen hatte und er, wenn er die Möglichkeit dazu bekam, gerne gleich eine Handvoll von ihnen in seine Gemächer holte. Nun, mein Vater versorgte Singh über seinen Mittelsmann mit der Information, dass einer seiner Helfer in einer abgeschirmten Villa in Bombay mehrere jener Hula-Tänzerinnen ›bereitgestellt‹ hatte.

Als Singh davon erfuhr, verließ er tatsächlich den Schutz seiner Nebelinsel und reiste im Geheimen nach Bombay, um den Vorzügen hawaiianischer Privattänze zu frönen. Und damit tappte er meinem Vater direkt in die Falle, der Singh nach einem kurzen Feuergefecht mit den wenigen Dienern, die der Inder mitgebracht hatte, festnehmen konnte. Ende der Geschichte.«

Zunächst herrschte betretene Stille. Dann erklang doch noch eine Reaktion von Ramesh Pukkat. »Du hattest recht. Das wollte ich gar nicht wissen.«

»Tja, hättest du mal auf mich ...« Ich brachte meinen Satz nicht zu Ende, denn plötzlich veränderte sich alles. Es schien, als würde ich wieder in meinen Körper zurückkehren. Ich spürte wieder meine Arme, meine Beine, den harten Boden unter meinen Füßen, meinen ...

Moment – harter Boden?

Ich öffnete die Augen, und die Leere um mich herum ver-

schwand. Dafür fand ich mich in einer völlig fremden Umgebung wieder.

Der Tempel der Singh-Bruderschaft war das mit Sicherheit nicht mehr. Im Gegenteil, ich war sogar davon überzeugt, dass ich mich nicht einmal mehr auf der Erde befand ...

\*\*\*

Wie von selbst flog die Pistole aus dem Halfter an seinem Gürtel in Commander Colts Hand. Blut spritzte in sein Gesicht, doch darum kümmerte er sich nicht. Dafür schoss er selbst.

Kugel auf Kugel jagte er aus dem Lauf. Der hünenhafte Inder, der soeben noch seinem Meister Vijay Brahma Singh zugenickt hatte, wurde voll getroffen. Sein Kopf wurde in den Nacken geschleudert, als eine Kugel ihm in die Stirn fuhr.

Colt schoss einfach weiter, auch als ihn eine Hand an der Schulter packte und mit sich riss.

Ein weiterer Soldat brach blutüberströmt zusammen, während Colt hinter eines der Militärfahrzeuge gezogen wurde.

»Wir müssen weg, Commander!«, schrie ihn Mister Gatling an. Auch der glatzköpfige Mann war von Blutspritzern im Gesicht getroffen worden.

»Da sagen Sie mir nichts Neues, Gatling«, antwortete der Commander, während er seine Pistole nachlud. »Wen hat es eigentlich erwischt?«

Während er auf eine Antwort wartete, prasselten weitere Kugeln auf ihre Deckung ein. Vorsichtig lugte Colt zwischen den Reifen des Fahrzeugs hindurch. Vier Beine näherten sich dem Wagen, also hatten sie es nur noch mit zwei Soldaten zu tun.

»Sauer ist tot«, flüsterte Mister Gatling ihm zu. »Eine Kugel traf ihn in den Hals.«

»Traurig, aber nicht zu ändern«, sagte Colt, während er abermals schoss. Seine Kugeln fuhren in die Beine seiner Gegner. Schreiend brachen die Soldaten zusammen, während der Com-

mander weiter schoss. Und diesmal trafen seine Kugeln tödlich.

Sofort sprang Colt aus seiner Deckung hervor. Wenn er schnell genug war, konnte er auch Singh und Ramanuja erwischen und damit retten, was noch zu retten war.

Doch es war zu spät. Vijay Brahma Singh und der Mönch waren verschwunden.

Dafür erklangen plötzlich laute Schreie. Weitere Soldaten der Singh-Bruderschaft mussten durch die Schüsse aufgeschreckt worden sein.

»Und was jetzt?«, fragte Miss Beretta, die ebenfalls eine Pistole in den Händen hielt – nicht ganz zufällig eine italienische Waffe.

»Jetzt ...«, antwortete Colt, während er an dem Militärfahrzeug vorbei ging, »... richten wir uns auf eine Treibjagd ein.«

\*\*\*

»Was glauben Sie, wie sehr ich mich auf diesen Moment gefreut habe?«, hauchte Lieutenant Karun Sirgat der blonden Frau, die direkt vor ihm stand, ins Gesicht. »Weg mit der Waffe, habe ich gesagt!«

Ohne einen Laut von sich zu geben, ließ Miss Derringer ihre Pistole fallen, die sie vor wenigen Sekunden noch reflexartig gezogen hatte, als Sirgat und seine fünf Männer die Brücke gestürmt hatten. Während die Pistole aus ihrer Hand glitt, zog sie in Sekundenbruchteilen ihr Messer aus der Scheide. Ohne dass die Inder es sehen konnten, hielt sie es hinter ihrem Handrücken verborgen.

Noch hatte Miss Derringer nicht aufgegeben. Im Moment schienen Sirgat und seine Leute alles im Griff zu haben, aber sobald sie unachtsam werden würden, war ihre Stunde gekommen. In diesem Fall würde es fünf gegen sechs heißen. Neben der blondhaarigen Killerin befanden sich noch Mister Magnum, Mister Luger, Mister Glock und Miss Walther, eine Deutsche mit schwarzem Kurzhaarschnitt, die für die Technik zuständig war,



auf der Brücke. Alle waren sie bewaffnet, wobei sich zusätzlich noch in einigen Nischen Handfeuerwaffen befanden.

»So, und nun bringen Sie uns hoch!«, rief Karun Sirgat der blonden Frau zu.

Miss Derringer nickte und gab Mister Magnum ein Zeichen. Der Navigator drückte einige Knöpfe, dann hob das Flugschiff langsam vom Boden ab.

»Eigentlich ...«, begann Sirgat, während er sich Miss Derringer noch einmal näherte, sodass sie bereits den warmen Atem des Inders auf ihrer Haut spürte, »... hatte ich ja gehofft, dass ich mich bei Ihnen noch etwas *revanchieren* könnte.« Sirgats rechtes Auge fixierte die Frau. »Leider wird mir dafür aber keine Zeit bleiben. Fast schon eine Verschwendung ...«

Während er seine letzten Worte aussprach, hob er sein Sturmgewehr an und drückte die Mündung der Waffe direkt an die Stirn der Blondin. »Leben Sie wohl, Miss Derringer!«

Nun kam es auf jeden Sekundenbruchteil an. »Sie auch!«, zischte die Frau, umfasste den Griff ihres Messers und stach zu  
...

\*\*\*

Während ich mich aufrichtete, erkannte ich, dass ich in einer vollkommen fremdartigen Umgebung gelandet war. Riesige, mindestens drei Meter hohe und bläulich schimmernde Kristalle umgaben mich wie ein Wald, durch den sich ein einzelner Weg zu schlängeln schien.

Auch der Himmel war nicht der, den ich von der Erde gewohnt war. Das Firmament hatte eine gelb-bräunliche Farbe, von Wolken war weit und breit nichts zu sehen.

Selbst der Boden war nicht normal. Statt auf Erde befand ich mich auf einer Art Schiefer, über dessen glatte Flächen ich mit meinen Händen streicheln konnte.

»Verdammt, bin ich auf Drogen?«, erklang plötzlich die Stim-

me meines indischen Kollegen Ramesh Pukkat. Als ich mich ein wenig umschaute, erkannte ich, dass er nur wenige Meter von mir entfernt auf dem Boden lag.

»Keine Sorge, das ist bestimmt nicht der Kiffer-Himmel«, antwortete ich ihm.

»Jimmy? Ich dachte schon, ich wäre alleine hier.«

»Mich wirst du so schnell nicht los.«

Vorsichtig richtete ich mich auf. Den kleinen Stich in meinem linken Arm ignorierte ich.

Zumindest die Schwerkraft war mit der der Erde identisch, sonst wäre ich wahrscheinlich in die unendlichen Weiten des in bizarren Farben leuchtenden Himmels entschwunden. So aber konnte ich mich ein wenig sammeln und erkannte dabei, dass ich noch immer meine Desert Eagle in der rechten Hand hielt.

Auch Ramesh Pukkat stand mittlerweile wieder auf seinen eigenen Beinen. »Hast du eine Ahnung, wo wir hier gelandet sind?«, fragte er mich.

»Nicht wirklich. Aber ich vermute, dass wir hier irgendwo auf den Mahant treffen werden.«

Wie uns der sterbende Mönch in dem Brahma-Kloster berichtet hatte, war der Vorsteher der heiligen Gemeinde durch eben jenen Spiegel geflohen, mit dem auch wir in diese seltsame Welt gelangt waren. Folglich musste er sich irgendwo hier verstecken. Aber wo?

Ich hatte keine Lust mehr, einfach nur in der Gegend herumzustehen und dem nicht vorhandenen Gras beim Wachsen zuzusehen. Stattdessen setzte ich mich langsam in Bewegung.

Der Weg zwischen den riesigen Kristallen führte leicht abwärts, doch von der weiteren Umgebung war dank der bläulichen Gebilde nicht allzu viel zu erkennen.

Plötzlich brandete um mich herum ein Rauschen auf, als würde ein Windstoß durch das Blätterdach eines Baumes fahren. Kurz darauf erklangen wie aus dem Nichts heraus flüsternde Stimmen. Leider verstand ich kein Wort, und kaum dass ich

mich mehr auf sie zu konzentrieren versuchte, waren sie auch schon wieder verschwunden.

Stattdessen sah ich, wie sich zwischen zwei auf der rechten Seite des Weges gelegenen Kristallen etwas bewegte. Es war nicht mehr als ein Schatten oder eine Silhouette, die dort im bläulichen Licht entlang huschte.

Vorsichtig näherte ich mich den Kristallen. Mein indischer Kollege wollte schon nachfragen, was passiert war, doch ich legte meinen linken Zeigefinger auf die Lippen und brachte ihn so zum Schweigen.

Immer wieder huschte die mysteriöse Gestalt zwischen den Kristallen hindurch, so schnell, dass ich kaum mehr als einen menschlichen Umriss erkennen konnte.

Plötzlich war das Wesen wieder da. Diesmal schien es sich innerhalb des Kristalls zu befinden, aber mehr als eine graue Silhouette konnte ich nicht erkennen. Erst allmählich bildeten sich Augen, Nase, Mund und ein Bart heraus. Auch eine altertümlich anmutende Kleidung entstand am Leib der geisterhaften Erscheinung.

Und dann erklang die Stimme des Wesens, ohne dass sich sein Mund bewegte. »Willkommen im Refugium der Magier, Jimmy!«

Jetzt erst erkannte ich, wer dort in dem Kristall erschienen war – niemand anderes als Geoffrey McShady!

\*\*\*

Während sich Mister Colt mit Miss Beretta und Mister Gatling hinter einigen der Militärfahrzeuge versteckt hielt und langsam auf die andere Seite der Halle vorrückte, versuchte der Commander über sein Headset Kontakt zur *Excelsior* herzustellen. Doch außer einem atmosphärischen Rauschen drang kein Ton zu seinen Ohren durch. Entweder war das Flugschiff gerade in ein Funkloch geraten oder ...

An die zweite Möglichkeit wollte Colt lieber nicht denken. Nicht dass er aufgrund eines verfrühten Ablebens seiner Partnerin Miss Derringer in Tränen ausgebrochen wäre, aber mithilfe der *Excelsior* wäre es mit Sicherheit um einiges leichter, Vijay Brahma Singh von seinen Plänen abzuhalten. Doch darauf würde er wohl leider verzichten müssen.

Stattdessen mussten sich Colt und seine Begleiter erst einmal um die Soldaten der Singh-Bruderschaft kümmern. Drei weitere indische Sektierer hatten das Tor zu der Halle durchschritten und suchten zwischen den Wagen nach einer Bewegung.

Geduckt huschte Colt mit seinen Begleitern zwischen den dunkelbraunen Fahrzeugen hindurch. Auf der anderen Seite der Halle befand sich ein weiteres Tor, das Mister Colt als einzige Fluchtmöglichkeit ansah.

Plötzlich fielen die ersten Schüsse. Scheiben zerbrachen im Kugelhagel, doch keiner der drei Gejagten wurde getroffen. Colt ahnte, dass die Schüsse nur ein Trick waren, um die Gegner – also auch ihn – aus der Deckung hervorzulocken. Aber auch er hatte einige Tricks auf Lager.

»Mister Gatling?«, hauchte er seinem glatzköpfigen Begleiter zu. »Sie tragen doch immer ein paar Handgranaten bei sich. Geben Sie sie mir.«

»Ja, Sir.«

Sein Gegenüber übergab Colt drei eiförmige Gebilde. Mit diesen Granaten ließ sich ein schönes Feuerwerk veranstalten. Oder ein imposantes Ablenkungsmanöver ...

Sofort zog der Commander den Stift aus einer der Granaten und schleuderte sie unter einen Jeep auf der von ihm aus gesehen rechten Seite der Halle. Aufgeregte Rufe erklangen, wahrscheinlich, weil die Inder die Bewegung bemerkt hatten. Weniger Sekunden später erfolgte die Detonation.

Der Explosionsknall war ohrenbetäubend. Umhüllt von einem grellen Feuerball wurde der Jeep etwa einen Meter nach oben geschleudert und landete schließlich als brennendes Wrack auf der

Beifahrerseite. Auch ein nahe gelegenes kleines Waffendepot wurde von den Flammen erfasst und sorgte für zusätzliche Ablenkung. Augenblicklich eröffneten die Soldaten das Feuer auf das zerstörte Fahrzeug. *Reine Automatismen*, dachte sich Colt, während er seinen Begleitern das Zeichen zur Flucht gab.

Ohne sich weiter um die Mitglieder der Singh-Bruderschaft zu kümmern, rannten Colt, Beretta und Gatling auf das zweite Tor zu. Und tatsächlich, ohne von einer Kugel getroffen zu werden, verließen sie die Halle und betraten einen weiteren, ausladend breiten Gang.

Sofort fiel Colts Blick auf eine schräg gegenüberliegende Wandmalerei. Sie zeigte ein dunkles, vierbeiniges Wesen mit roten Glutaugen, das den Commander im ersten Moment an einen Werwolf erinnerte.

Auch wenn ihm die an den Wänden abgebildeten Figuren bereits zuvor aufgefallen waren, diese hier war etwas Besonderes – sie bewegte sich. Plötzlich entstand ein rötliches Glühen, und aus der Zeichnung wurde ein dreidimensionales Wesen, das direkt aus der Wand zu steigen schien und dabei ein unheilvolles Knurren von sich gab.

»Was zur Hölle ...?«, entfuhr es Colt, während das braunhäutige Monster seine langen weißen Reißzähne präsentierte und sich langsam auf ihn zu bewegte ...

\*\*\*

Mit aller Kraft stieß Miss Derringer ihr Messer nach vorne – und traf. Karun Sirgats gesundes Auge weitete sich vor Schrecken, während ein erster Blutfaden aus der Wunde in Höhe des Herzens am Messer entlang nach unten lief.

Ungläubig stierte sie der Lieutenant an, während er einige Schritte zurücktorkelte und schließlich wortlos zusammenbrach. Kaum war sein toter Körper auf dem metallischen Untergrund aufgeschlagen, da brach um Miss Derringer herum die Hölle

aus.

Intuitiv warf sich die blondhaarige Frau hinter einer der Belüftung dienenden Aufbauten in Deckung, während die Soldaten der Singh-Bruderschaft wahllos auf alles schossen, was sich bewegte.

Mister Luger erwischte es als Ersten. Der Söldner schaffte es zwar noch, seine Waffe hochzureißen, doch bevor er abdrücken konnte, wurde er von den Kugeln der Inder regelrecht zersiebt. Und nicht nur das – auch die Monitore und Armaturen wurden von den Geschossen getroffen. Funken flogen umher, während eine der Schaltkonsolen explodierte.

Miss Derringer war bisher dem Kugelhagel entgangen, aber wenn sie nicht bald eine Waffe zu fassen bekam, war es auch um sie geschehen.

Neben ihr stürzte jemand zu Boden. Es war Miss Walther, und ihre blutige Kopfwunde ließ keinen Zweifel daran zu, dass sie tot war. Das allerdings war Miss Derringer im Moment egal, sie interessierte sich nur für die Beretta, die die Tote noch immer in ihrer rechten Hand hielt.

Während die blonde Killerin nach der Waffe griff, hörte sie einen weiteren Schrei. Einer der Singh-Anhänger stürzte zu Boden, während Mister Magnum plötzlich aufsprang und mit zwei Pistolen gleichzeitig auf die Inder schoss.

Ein weiterer Soldat wurde mehrfach in die Brust getroffen und ging blutüberströmt zu Boden. Die übrigen drei Singh-Diener rissen fast gleichzeitig ihre Sturmgewehre herum und legten auf den Navigator an.

Nun griff Miss Derringer ein. Auch sie sprang auf und drückte sofort ab. Einer der Inder bekam zwei Kugeln direkt in die Stirn, und auch die anderen beiden Soldaten wurden gleich von mehreren Geschossen getroffen. Mit zahlreichen blutigen Wunden wurden sie gegen die Schiffswand geschleudert und sanken langsam zu Boden.

»Ha, das war wie in alten Zeiten, oder?«, schrie Mister Mag-

num und lachte seiner Vorgesetzten zu. »Manchmal vermissen ich die ganzen Gemetzel in Afrika regelrecht.«

»Solange sich das Gemetzel nicht auf unserer Seite abspielt, soll es mir recht sein«, erwiderte Miss Derringer und wies dabei auf die Toten hin. Neben Mister Luger und Miss Walther hatte es auch Mister Glock erwischt. Eine dunkelrote Blutlache hatte sich um den auf dem Bauch liegenden Mann gebildet.

»Ach, mit Schwund muss man immer rechnen. Die Hauptsache ist, dass wir diesem verrückten Inder ab jetzt ordentlich einheizen.«

Auch wenn sie Mister Magnum nicht leiden konnte, in diesem Punkt musste Miss Derringer ihm recht geben. Mit dieser Aktion hatte Vijay Brahma Singh ihr und der gesamten Besatzung der *Excelsior* den Krieg erklärt. Und den würde er auch bekommen, koste es, was es wolle ...

\*\*\*

»Geoffrey!«, entfuhr es mir, als ich in das geisterhafte Gesicht meines Vorfahren und Freundes blickte. »Was ... machst du hier?«

Der ehemalige Kapitän der *Cursed Virgin*, der durch den Fluch eines bösen Magiers zu einer Art lebendem Toten geworden war und nach seinem endgültigen körperlichen Ende als Geist weiter existierte, lächelte mir zu. »Ich bin das Begrüßungskommando. Valerius hat mich ausgeschickt, um dich in seinem Reich und das aller Magier willkommen zu heißen.«

Valerius also. Ich erinnerte mich noch genau an unsere erste Begegnung in dem Felsenschloss des Alexis von Borgh, das ich nur dank der Hilfe dieses Magiers lebend hatte verlassen können. Damals hatte ich allerdings nur kurz Kontakt zu Valerius gehabt. Vielleicht würde es diesmal anders laufen. Dass ich im Zuge dieses Falles wieder mit ihm zu tun bekommen würde, hätte ich allerdings auch nicht gedacht.

»Wirklich gemütlich scheint mir dieser Ort aber nicht zu sein«, antwortete ich meinem Urahn.

»Das täuscht, Jimmy. Aber du bist schließlich auch kein Magier.«

»Du doch auch nicht.«

Geoffrey McShady musste lachen. »Naja, ich tue mein Bestes, dass sich das ändert. Schließlich muss ich mich ja nach meinem *frühzeitigen* Ableben irgendwie beschäftigen. Zumindest wenn ich dir nicht gerade aus der Patsche helfe.«

Nun war ich es, der lachen musste. Tatsächlich war mir Geoffrey nun schon mehrere Male als Geist erschienen und hatte mir in einigen brenzligen Situationen zur Seite gestanden, zuletzt vor nicht einmal allzu langer Zeit in Australien.

Irgendwie war die ganze Situation schon recht bizarr. Da stand ich in einer mir völlig fremden Welt vor einem riesigen Kristall und plauderte gemütlich mit einem mir anverwandten Geist, während auf der Erde gerade mehrere Milliarden Menschen von einem großwahnsinnigen Superverbrecher mit einer kolossalen Vernichtungswaffe bedroht wurden. Aber man gönnt sich ja sonst nichts.

»Sag mal, Geoffrey ...«, versuchte ich unser Gespräch wieder auf konstruktive Bahnen zu lenken. »Dir ist hier nicht zufällig in letzter Zeit ein Inder mit einem Amulett über den Weg gelaufen?«

»Doch, der Mann ist mir begegnet. Und ich werde dich sofort zu ihm führen.« Er machte eine einladende Armbewegung. »Tritt einfach herein. Dein Freund ist natürlich auch eingeladen.«

Ramesh Pukkat, der während unseres kleinen Gesprächs bisher geschwiegen hatte, kam aus dem Staunen nicht mehr heraus. »Ähm, das ist doch nicht etwas ein Geist, der sich da mit dir unterhält, oder?«

»Oh doch, ich bin so sehr ein Geist, wie Sie ein lebender Mensch sind, mein junger Freund«, antwortete Geoffrey meinem indischen Kollegen, bevor er mir zunickte. »Und jetzt tretet in



den Kristall! Die Zeit drängt schließlich.«

Ramesh Pukkat blickte mich fragend an, doch ich hob nur die Schultern. Danach trat ich einen Schritt nach vorne.

Eigentlich hatte ich erwartet, gegen die Außenwand des Kristalls zu stoßen. Stattdessen drang ich direkt in ihn ein. Nur ein leichtes Kribbeln auf meiner Haut war zu spüren, ansonsten fühlte sich auch diese Umgebung recht normal an.

Auch mein indischer Kollege sprang schließlich über seinen eigenen Schatten und betrat den Kristall. Im nächsten Moment änderte sich die Umgebung radikal. Der blaue Kristall um uns herum verschwand und machte Platz für eine völlig neue Umgebung.

Vor uns entstand ein riesiges, bläulich strahlendes Schloss. Und am Eingang erwartete uns niemand anderes als der Magier Valerius ...

\*\*\*

Geifer tropfte aus dem Maul des Monsters, das weiterhin seine spitzen, fast unterarmgroßen Reißzähne präsentierte und sich langsam Mister Colt und seinen Begleitern näherte.

Zwar erinnerte die Statur des Ungeheuers tatsächlich an einen Werwolf, doch der Commander stellte sofort fest, dass dieses Wesen einen ganz anderen Ursprung haben musste. Die dunkelbraune Haut war haarlos und derart glatt, dass das Licht der Neonlampen, die ihren Schein aus mehreren Metern Höhe warfen, von ihr reflektiert wurde. Von den Proportionen her ähnelte das Monster, das Colt von der Größe her bis an die Schultern reichte, eher einem auf vier Beinen laufenden Gorilla, nur die nach vorn ausgebeulte Schnauze wies tatsächlich Ähnlichkeiten mit der eines Wolfes auf.

Ein bedrohliches Knurren drang aus dem Rachen des Untiers.

Mister Gatling hielt es nicht länger aus. Bevor Colt es verhindern konnte, legte er auf das Untier an und schoss. Die Kugeln

drangen in den Körper des Monsters wie in warme Butter. Es zuckte kurz zurück, brüllte wütend auf und stürmte plötzlich vor.

Instinktiv warf sich Mister Colt zu Boden, und auch Miss Beretta ging in Deckung, doch Mister Gatling blieb wie angewurzelt stehen. Das war sein Verhängnis. Wie ein Dummy wurde der etwa zwei Meter große, muskulöse Mann zu Boden gerissen, als das Monster ihn ansprang. Schreckliche Schreie erklangen, als das Untier mehrmals mit seinen Krallen zuschlug.

Mister Colt verzichtete darauf, sich dieses Schauspiel weiter mit anzusehen. Das Blut, das an die Gangwände spritzte, reichte ihm völlig, um zu wissen, was mit seinem Untergebenen geschah.

Stattdessen fiel sein Blick auf den Zugang zur Halle, an dem plötzlich die drei Soldaten der Singh-Bruderschaft erschienen.

Sofort schrien sie entsetzt und angewidert auf, als sie sahen, was gerade mit ihrem Gegner geschah. Dabei erregten sie allerdings auch die Aufmerksamkeit des Monsters. Der Schädel des Untiers ruckte hoch. Mit seinen rot leuchtenden Augen schien es die Inder beinahe schon zu fixieren.

Eigentlich erwartete Colt, dass sich das Monster auf die Seite der Soldaten stellen würde, denn dass diese Kreatur zu den Geschöpfen des Vijay Brahma Singh – oder vielmehr jenen seines Götzen Rakasha – gehörte, war dem Commander vollkommen klar. Doch das Untier schien zwischen Freund und Feind keinen Unterschied zu machen. Noch bevor die geschockten Soldaten reagieren konnten, stürzte sich das Ungeheuer brüllend auf sie.

»Weg hier!«, rief Colt, während er Miss Beretta wieder auf die Beine zog. Entsetzt blickte die dunkelhaarige Italienerin auf das schreckliche Geschehen, das sich nur wenige Meter hinter ihr abspielte.

Mit beiden Händen riss Colt den Kopf der Frau herum, sodass sie ihm direkt in die Augen blicken musste. »Sie sehen nichts. Sie hören nichts. Und jetzt laufen Sie!«

»Si«, hauchte Miss Beretta, während sie loslief.

Auch Commander Colt rannte davon. Eigentlich verachtete er die Flucht, doch in diesem Fall blieb ihm keine andere Möglichkeit, wenn er überleben wollte. Langsam erstarben die Geräusche hinter ihm. Keine Schüsse erklangen mehr, auch keine Schreie. Colt wusste, dass es nur eine Frage der Zeit war, bis sich das Monster anderen Opfern zuwenden würde.

Vor den beiden Flüchtenden mündete der Gang in eine Kreuzung, von dem mehrere Wege in andere Bereiche der Anlage abzweigten.

Plötzlich sprang aus dem nach links laufenden Gang eine von Singhs Soldatinnen hervor. Die noch recht jung wirkende, langhaarige Inderin eröffnete sofort das Feuer. Während die aus dem Sturmgewehr abgefeuerten Kugeln an Mister Colt vorbei rauschten, schoss er noch im Laufen zurück. Seine Kugeln rissen die Soldatin zu Boden, ihr Gewehr glitt ihr aus der Hand.

Tot war sie jedoch nicht. Aus mehreren Wunden blutend kroch sie über den Boden auf Colt zu, der inzwischen seinen Lauf gestoppt hatte. Mit letzter Kraft zog die Inderin ihren Dolch hervor und machte Anstalten, ihn auf den Commander zu schleudern.

»So nicht«, flüsterte Colt und schoss erneut. Diesmal war die Kugel tödlich.

Sofort griff er in seine Tasche und lud seine Pistole nach. Danach drehte er sich zu Miss Beretta um. Erst jetzt erkannte er, dass sie nicht mehr neben ihm stand. Regungslos lag sie auf dem Boden, während sich eine Blutlache um ihren Körper herum bildete. Colt brauchte keinen zweiten Blick, um zu erkennen, dass sie tot war. Die Kugeln, die knapp an ihm vorbei geflogen waren, mussten stattdessen sie getroffen haben.

Doch um weiter über den Tod der Italienerin zu sinnieren, blieb Colt keine Zeit. Ein lautes Tappen erklang, und etwa zehn Meter vor ihm erschien das braunhäutige Monster. Blut tropfte aus seinem Maul, während zwischen den Reißzähnen noch eini-

ge Kleidungsfetzen schimmerten.

Es würde zum Kampf kommen, das wusste Colt genau. Und diesmal würde er nicht vor ihm davonlaufen ...

\*\*\*

Es war ein Anblick, den ich mir noch vor wenigen Stunden nicht hätte träumen lassen. Das leicht hellblau leuchtende Schloss, das sich vor mir aufbaute, schien direkt einem Märchen entsprungen zu sein. Es besaß eine rechteckige Grundform, aber statt eines Daches wuchsen über dem fünften Stockwerk zahlreiche kleine und große Türme in die Höhe. Hier schien ein Architekt seiner Fantasie tatsächlich freien Lauf gelassen zu haben.

Oder träumte ich das alles vielleicht nur? Hatte jemand in dem Brahma-Tempel den Gashahn aufgedreht, sodass ich jetzt im großen Stil halluzinierte? Zumindest zogen am Himmel keine rosafarbenen Schweinchen ihre Bahnen.

»Willkommen, Jimmy Spider!«, holte mich Valerius aus meinen wirren Gedankengängen zurück in die Realität – oder zumindest in das, was man aktuell als solche bezeichnen konnte.

Der Magier hatte sich im Vergleich zu unserer letzten Begegnung nicht verändert. Erneut blickte ich in ein Gesicht undefinierbaren Alters, das von schlohweißen, mittellangen Haaren umrahmt wurde. Selbst seine braune Jacke und seine Hose, die an die Kleidung des ausgehenden 19. Jahrhunderts erinnerten, waren dieselben. »Ich freue mich, dich im Refugium der Magier begrüßen zu dürfen.«

Seine Hände vollführten eine einladende Geste. Erst jetzt erkannte ich, dass sich dieses Refugium nicht allein auf dieses Schloss beschränkte. In Wahrheit standen wir in einer regelrechten Stadt. Zahlreiche kleine und große Häuser umringten den Prachtbau, und jedes strahlte dieses seltsame blaue Licht aus. Auf den Plätzen zwischen ihnen tummelten sich Dutzende Menschen, viele von ihnen in Umhänge gehüllt. Magier, vermutete

ich. Nach Touristen sahen mir diese Gestalten jedenfalls nicht aus.

»Dieser Ort«, begann Valerius, »dient zahlreichen weißen Magiern aus aller Welt als Rückzugsgebiet und gleichzeitig als Heimat. Er befindet sich, wie du sicher schon festgestellt hast, in einer anderen Dimension als die Erde.« Er warf mir einen wissenden Blick zu. Die blauen Pupillen seiner Augen schienen dabei fast zu strahlen. »Du hast bereits Erfahrungen damit sammeln können, dass auch wir Magier Feinde haben, doch ich kann dir versichern, hier sind wir vor ihnen sicher. Noch kein dunkles Wesen hat dieses Refugium betreten.«

Mein Blick glitt zu einer vollkommen weißen Mauer, die die kleine Stadt umfasste. An mehreren Stellen waren allerdings auch einige geschlossene Tore zu erkennen. Scheinbar waren die Kristalle nicht die einzigen Transportwege in dieser Welt.

Als ich mich wieder Valerius zuwandte, erschien neben dem Magier eine weitere Gestalt. Ein Inder, wie ich bereits an der Hautfarbe erkannte. Sein Haar und sein Vollbart waren vollständig ergraut. Vom Alter her schätzte ich ihn auf Mitte siebzig, aber er konnte auch um einiges älter sein. Er trug einen schwarzen Turban und eine ebenso schwarze Robe, allerdings mit einem eingewebten roten Muster, das stark an die Uniformen der Soldaten der Singh-Bruderschaft erinnerte. Das also musste der Mahant sein, der es geschafft hatte, vor dem Todeskommando zu fliehen, das seine Mönche auf dem Gewissen hatte.

»Darf ich vorstellen. Das ist der Mahant Verhad Paj. Ich denke, diesen Mann habt ihr beide gesucht«, sagte Valerius an Ramesh Pukkat und mich gerichtet.

Daraufhin ergriff mein indischer Kollege das Wort. »Normalerweise würde ich ja sagen, dass es eine Ehre ist, euch zu treffen, Mahant, aber in diesem Fall kann ich nur sagen, dass ihr Schande über euren Stand gebracht habt. Wie konntet ihr euch nur mit einem Dämon wie Vijay Brahma Singh einlassen?«, fragte er erregt.

»Bitte!«, versuchte ihn Valerius zu beruhigen. Doch der Mahant legte ihm eine Hand auf die Schulter.

»Es ist schon gut«, sagte der Inder mit kratziger Stimme. »Der junge Mann hat recht. Ich habe einen großen Fehler gemacht, und nun habe ich dafür die Rechnung bekommen. Singh hat unseren Orden fallen gelassen. Er hat versucht, uns alle zu töten. Aber mich hat er nicht erwischt. Und auch nicht das, was seine Soldaten uns abnehmen sollten.«

Mit seiner rechten Hand griff er in eine Tasche seiner Robe und zog zwei Ketten hervor. An ihnen waren die Amulette befestigt, nach denen ich so dringend suchte. »Damit werdet ihr den Weg zu Singhs Insel finden. Haltet sie fest in den Händen, und die Macht der Amulette wird euch die Nebelinsel offenbaren.«

Bevor uns der Inder die Amulette übergeben konnte, sprach mich noch einmal Valerius an. »Ich muss dich warnen, Jimmy Spider. Nicht nur Singh und seine Soldaten werden sich dir in den Weg stellen. Auch finstere Kreaturen aus den tiefsten Höllen der indischen Götterwelt werden versuchen, dich zu stoppen. Totenvögel, Seemonster, Untiere, wie du sie dir nicht einmal vorstellen könntest. Sie alle stehen Vijay Brahma Singh zur Seite, um die Welt ins Chaos zu stürzen.«

»Und wirst du mir dabei zur Seite stehen?«, fragte ich ihn direkt.

»Nein, auch wenn ich es gerne würde, aber auch meine Macht ist begrenzt. Ich kann nicht immer und überall in den Lauf der Welt eingreifen. Außerdem ...« Valerius brachte den Satz nicht zu Ende, denn plötzlich erfüllte ein lautes Krachen das Refugium der Magier.

Eines der mächtigen, blau leuchtenden Gebäude, über die noch vor wenigen Minuten mein Blick geschweift war, brach wie ein Kartenhaus in sich zusammen.

Auch die Erde um uns herum begann plötzlich zu beben. Risse entstanden in dem glatten Boden der Stadt der Magier. Schließlich erschien auf dem großen Platz vor uns eine rötlich flimmern-

de Wolke.

Einige der Magier, die zu dicht an den leuchtenden Schwaden gestanden hatten, verschwanden einfach und tauchten nicht wieder auf.

»Nein«, flüsterte Valerius hinter mir. »Das darf nicht sein.«

»Was passiert da?«, fragte ich ihn.

Während sich die Wolke immer weiter verdichtete und sich zu einer kompakten Gestalt zu formen schien, gab mir der Magier die Antwort. »Das ist der wahre Meister des angeblich so großen Vijay Brahma Singh. Ein Gott, ein Götze und ein mächtiger Dämon. Rakasha.«

Rakasha also – diesen Namen hatte ich schon einmal gehört. Colonel Amrani hatte vor unserem Duell in Manchester erwähnt, dass seine Talwars einem gewissen Rakasha geweiht waren. Nun verstand ich auch, was es mit diesem Namen auf sich hatte.

Vor uns war mittlerweile von einer Wolke nichts mehr zu sehen, dafür war eine neue Gestalt entstanden. Ein etwa zwanzig Meter hohes, im Schneidersitz sitzendes rothäutiges Wesen mit einem Körper, der nur wenig sportlicher wirkte als eine Buddha-Statue. Dazu kamen die zwei riesigen Säbel, die die Gestalt überkreuz am Rücken trug und deren Griffe über die Schultern ragten. Und natürlich der gewaltige, übergroße Schädel, dessen gesamte untere Hälfte von einem diabolischen und triumphalen Grinsen überzogen war ...

\*\*\*

Commander Colt wusste, dass es bei diesem Kampf nur einen Gewinner geben würde. Die Bestie würde ihn sicher kein zweites Mal entkommen lassen. In seiner rechten Hand spürte er den Druck seiner Pistole, während seine linke Hand langsam zur Tasche seiner Hose wanderte. Dort befand sich sein letzter Trumpf.

Das braunhäutige Monster belauerte ihn regelrecht. Das rote Leuchten in seinen Augen schien noch an Intensität zuzuneh-

men, als würde das Untier noch einmal zusätzliche Energie erhalten.

Plötzlich spannte das Monster seine Glieder und sprang vor. Mit einem gewaltigen Satz landete es auf der Stelle, an der sich vor einer Sekunde noch sein Gegner befunden hatte.

Im letzten Moment war es Colt gelungen, sich aus der Sprungrichtung des Untiers zu befördern. Sofort ließ er seine Waffe fallen und zog eine der Handgranaten aus seiner Hosentasche. Während das Monster wütend herumfuhr und seinen Gegner anbrüllte, zog Colt den Stift aus dem eiförmigen Gebilde.

Das Ungeheuer riss noch einmal sein Maul weit auf und brüllte den Commander an. Genau darauf hatte Colt gewartet. Mit aller Kraft schleuderte er dem Monster die Granate entgegen.

Das Wurfgeschoss landete genau im aufgerissenen Maul des Untiers, doch seinen Lauf stoppte es nicht.

Diesmal war Colt nicht schnell genug. Zwar gelang es ihm noch, sich zur Seite zu werfen, aber eine Kralle des Monsters erwischte ihn dennoch am linken Arm. Schmerzerfüllt schrie er auf. Er hatte das Gefühl, als wäre sein gesamter Arm abgerissen worden.

Sofort drehte sich das Monster erneut zu ihm herum. Im selben Moment passierte es – der Körper des Untiers blähte sich von innen her auf und wurde etwa in der Körpermitte förmlich auseinandergerissen. Fleischstücke und eine undefinierbare Flüssigkeit spritzten in alle Richtungen davon.

Während sich Colt mit schmerzverzerrtem Gesicht aufrichtete, versuchte das Monster trotz seiner Verletzungen noch auf ihn zu zukriechen. Es wirkte fast lächerlich, wie die beiden vorderen Krallen versuchten, den Kopf und den Rest des Oberkörpers in die Nähe des Commanders zu bringen, während, die hintere Hälfte regungslos am Boden lag.

Noch immer leuchteten die Augen des Monsters in einem unheilvollen Rot, doch die Strahlkraft wurde schwächer und schwächer, bis die Farbe schließlich ganz verschwand. Die letz-



ten Bewegungen erstarben, und schließlich lag nur noch ein toter Haufen Fleisch vor dem Commander.

In diesem Moment wurde Colt klar, dass er auch nicht mehr war als das, was vor ihm lag. Egal was er tat, er würde aus dieser Festung nicht mehr lebend herauskommen. Ein kalter Schauer fuhr über seinen ganzen Körper.

Doch eines wusste er auch ganz genau: Kampflos würde er sich nicht seinem Schicksal ergeben. Das hatte er noch nie gemacht, besonders nicht in seiner Zeit bei der Army, und auch jetzt würde er dem Tod ins Gesicht spucken, wenn er ihm gegenüber treten würde.

Und eine Aufgabe würde er vor seinem Ableben noch erledigen – Vijay Brahma Singh stoppen und ihn endgültig ins Jenseits schicken. Dazu hob er seinen gesunden Arm an und aktivierte sein Headset.

»Commander Colt an Excelsior, bitte kommen!« Nichts geschah. Außer einem monotonen Rauschen drang nichts aus den Kopfhörern. »Colt an Excelsior – hört mich jemand?«, versuchte er es erneut, doch ohne Erfolg. Entweder sein Headset funktionierte nicht, Singh störte die Frequenzen oder auf der *Excelsior* war niemand mehr in der Lage, seine Funksprüche zu beantworten.

Viel Zeit um weiter darüber nachzudenken blieb ihm nicht. Laute Rufe erklangen von dort, wo Mister Gatling und die drei Singh-Soldaten angefallen worden waren.

Colt riss sich ein Stück seines linken Ärmels ab und verband notdürftig seine Wunde mit dem braunen Stoff. Besonders gut funktionierte es nicht, aber das war im Moment sein geringstes Problem.

Während die Rufe hinter ihm lauter wurden, hob Colt seine Pistole wieder auf und nahm auch das Sturmgewehr der toten Singh-Anhängerin an sich. Sollten die Soldaten nur kommen, er würde sie gebührend empfangen ...

\*\*\*

Meine Begleiter schienen durch den Anblick des riesigen Götzen regelrecht erstarrt zu sein. Nicht einmal Valerius brachte einen Ton hervor. Doch auch Rakasha, der rothäutige Dämon, brach das Schweigen nicht. Er saß nur da und lächelte vor sich hin.

Erst jetzt erkannte ich, dass das Wesen nicht vollkommen nackt war. Es trug eine reich verzierte Hose, die allerdings nur etwas mehr als die Hälfte der Oberschenkel abdeckte.

Allerdings konnte es mir im Moment herzlich egal sein, ob Rakasha nun ein Exhibitionist oder ein Hosenfetischist war, entscheidend war, was als Nächstes geschehen würde.

Meine Desert Eagle zu ziehen wäre ziemlich sinnlos gewesen. Was sollten schon normale Kugeln – seien sie auch noch so widerstandsfähig – gegen einen Gott ausrichten? Hier musste ich mich auf die Kräfte der Magier verlassen, doch die schienen in dieser Situation auf verlorenem Posten zu stehen.

Einer der Kuttenträger, die sich auf dem großen Platz versammelt hatten, versuchte es trotzdem. Silberige Blitze zuckten über seinen Körper – und schossen plötzlich auf den rothäutigen Götzen zu. Rakasha jedoch schien den Treffer gar nicht zu spüren.

Dafür änderten die Blitze von einer Sekunde auf die andere ihre Farbe. Aus einem strahlenden Silber wurde ein blutiges Rot. Und statt auf Rakasha zuckten sie plötzlich auf den Magier zu. Ein gellender Schrei hallte über den Platz, als der Mann getroffen wurde. Es war, als würde er von den Blitzen förmlich pulverisiert werden. Für einen kurzen Moment strahlte seine Gestalt hell auf, dann verschwand der Magier einfach im Nichts.

Nun kam doch noch Bewegung in den gewaltigen Körper. Rakasha löste sich aus seiner Sitzhaltung, stützte sich mit seinen mächtigen Armen ab und erhob sich vom Boden. Stehend wirkte seine Gestalt noch gewaltiger, seine Größe musste jenseits der dreißig Meter liegen.

Mit beiden Händen griff die riesige Gestalt hinter seinen Kopf und zog die beiden Säbel – Talwars, wie ich sofort erkannte – hervor.

Wie ein mächtiger, archaischer Krieger stand Rakasha auf dem großen Platz, die beiden Säbel drohend nach vorne gestreckt, so dass die Spitzen auf uns zeigten. Ich befürchtete schon, er würde uns damit angreifen, doch der Dämon hatte etwas ganz anderes vor. Statt auf uns einzustechen, hieb er plötzlich mit einem mächtigen Stoß die Klinge des linken Talwars in den Boden. Tief drang der Säbel in das Gestein ein, ohne dass er auf irgendeinen Widerstand zu treffen schien.

Für einige Sekunden passierte nichts. Dann aber veränderte sich der Platz vor unseren Augen. Um die Klinge herum nahm der Boden eine dunkelrote Farbe an. Doch das war erst der Anfang, denn plötzlich bildeten sich um die Einstichstelle zahlreiche Risse.

Ein gewaltiger Erdstoß ließ das Refugium der Magier in seinen Grundfesten erzittern. Die Druckwelle war so stark, dass sie uns alle zu Boden riss. Und die Erde bebte weiter.

Valerius war der Erste, der wieder auf die Beine kam. Er schrie dem Dämon etwas in einer mir fremden Sprache entgegen, dann legte er seine Arme vor seiner Brust überkreuz und hielt sie dem Götzen entgegen.

Eine Art Energiestoß zischte über den Platz hinweg und traf Rakasha direkt an der breiten Brust. Der mächtige Dämon wurde einige Meter zurückgeschleudert, wankte kurz, doch er fing sich sofort wieder. Lachend zielte er erneut mit der Säbelspitze auf uns – und diesmal schoss uns ein gewaltiger roter Blitz entgegen.

Ich rechnete schon damit, von dieser fleischgewordenen Chili-schote geröstet zu werden, doch der Blitz fand ein anderes Ziel. Der Mahant, nach dem wir so dringend gesucht hatten, schien förmlich in einer roten Lichtkaskade zu explodieren.

»Nein!«, schrie ich und stürzte mich ihm entgegen. Der Mahant starb vor meinen Augen, doch mit der letzten Bewegung seines

Lebens ließ er eines der beiden Amulette zu Boden fallen. Bevor es dort aufschlug, fing ich es ab.

Jetzt aber legte Rakasha erst richtig los. Weitere Blitze rauschten in unsere Richtung und trafen das so mächtig erscheinende Schloss. Türme explodierten, während einige Mauern regelrecht auseinandergerissen wurden.

Auch das Beben erreichte eine neue Stufe. Die Risse im Boden wurden immer größer, und plötzlich brach direkt vor uns die Erde auf und offenbarte einen unendlich tiefen, vollkommen schwarzen Schlund, der uns alle zu verschlingen drohte.

»Wir müssen ins Schloss!«, schrie Valerius und lief los.

»Aber das stürzt ein«, versuchte ich ihn aufzuhalten. »Bring uns doch einfach so hier weg!«

Der Magier schüttelte den Kopf. »Ich kann nicht. Rakasha blockiert einen Teil meiner Fähigkeiten.«

Während Valerius dem Dämon eine weitere Energiewelle entgegen schleuderte, riss ich meinen Partner Ramesh Pukkat einfach mit mir. Der Inder war wie angewurzelt stehen geblieben. »Komm endlich!«, rief ich ihm zu.

Der junge Inder nickte nur geistesabwesend. Für ihn musste das Erlebte ein großer Schock gewesen sein, doch darauf konnte ich jetzt keine Rücksicht nehmen.

Ramesh und ich hatten fast das Eingangstor erreicht, da schlug erneut ein Blitz ein. Direkt neben der großen Pforte hieb er ein gewaltiges Loch in das Gebäude, das durch den Einschlag heftig erzitterte. Doch es gab für uns keine Alternative - wir mussten hinein.

Hinter uns brüllte der Dämon hasserfüllt auf. Als ich einen Blick über die Schulter warf, erkannte ich, dass die restlichen Magier versuchten, ihn irgendwie aufzuhalten. Ob sie das tatsächlich schaffen würden, war eher fraglich, aber zumindest verschafften sie uns ein wenig mehr Zeit.

Endlich erreichten wir das Tor und betraten das Schloss. Einige Mauern waren bereits in die Eingangshalle gestürzt. Eine Trep-

pe, die wohl in höhere Stockwerke führte, war vollständig unter Schutt und Trümmern begraben. Und der Staub, der von der Decke rieselte, ließ nichts Gutes für das weitere Schicksal dieses Gebäudes erahnen.

»Hier herüber!«, erklang die Stimme des Magiers Valerius.

Wir folgten dem Hall der Stimme und erreichten einen seitlichen Gebäudetrakt, dessen Wände von riesigen Schlachtengemälden geziert wurden. Am Fuße eines dieser Bilder stand unser Ziel – einer der mächtigen Kristalle, mit denen wir diese Stadt erreicht hatten.

»Schnell, ihr müsst verschwinden, bevor es zu spät ist«, rief uns Geoffrey McShady zu. Obwohl sein Geist wohl kaum von den Trümmern gefährdet war, machte er auf mich einen gehetzten Eindruck.

»Und was wird aus dir und Valerius?«, fragte ich, kurz bevor ich den Kristall erreicht hatte.

Mein Vorfahre schüttelte nur den Kopf. »Mach dir darüber keine Gedanken. Du weißt doch, Unkraut vergeht nicht. Die Hauptsache ist, du schaffst es, Singh endlich aufzuhalten. Und nun geh!«

Ich nickte ihm zu, dann betrat ich den Kristall. Ramesh Pukkat folgte mir sofort.

»Leb wohl, mein Freund«, hauchte mir Geoffrey McShady noch einen letzten Gruß zu, bevor die Welt vor meinen Augen verschwand und einer unergründlichen Schwärze Platz machte

...

\*\*\*

Obwohl die Kugeln der Soldaten einigen Schaden angerichtet hatten, gelang es den Technikern der *Excelsior* nach fast endlos erscheinenden Stunden dennoch, die wichtigsten Systeme des Flugschiffes wieder in Gang zu bringen. Da bei dem Feuergefecht fast die gesamte Brückenbesatzung das Zeitliche gesegnet

hatte, blieben einige der Arbeiter in der Schaltzentrale zurück. Nur Mister Bazooka, der mehr als übergewichtige Chef des Maschinenraums, und drei seiner Helfer zogen sich wieder zurück.

Und auch wenn Miss Derringer befürchtete, dass das Schiff unter dem sich bewegenden Tonnengewicht des Mechanikers endgültig zusammenbrechen würde, entstand an der Brücke kein weiterer Schaden. Dafür hatten die Singh-Anhänger zur Genüge gesorgt. Neben einigen zerstörten Monitoren und Schaltpulten war auch das Kommunikationssystem schwer in Mitleidenschaft gezogen worden.

Innerlich hoffte die blonde Frau darauf, dass das der Grund war, warum sich Colt seit Stunden nicht mehr gemeldet hatte, obwohl er ein eigenes Headset bei sich trug. Auch Miss Derringer hatte inzwischen ein solches angelegt, falls er sich doch noch melden sollte. Doch sie wusste selbst, dass er wahrscheinlich längst tot war. Karun Sirgat und seine Männer hatten sicherlich nicht aus eigenem Antrieb die *Excelsior* übernehmen wollen.

»So wie es aussieht, kann es jetzt tatsächlich losgehen«, riss sie Mister Magnum aus ihren Gedanken. »Es sei denn, Sie möchten noch ein bisschen in Gedanken schwelgen.«

*Vielleicht sollte ich lieber in deinem Blut schwelgen*, schoss Miss Derringer durch den Kopf. »Noch drei Minuten«, antwortete sie ihm stattdessen.

»Er ist tot«, flüsterte ihr der braunhaarige Mann zu, während er näher an sie herantrat.

»Wie bitte?«, fragte die blonde Killerin, obwohl sie genau wusste, worauf ihr Gegenüber hinauswollte.

»Commander Colt. Sie wissen es, und ich weiß es. Sie sollten sich nicht durch ihre Gefühle für ihn dazu verleiten lassen zu zögern.«

Wütend schoss Miss Derringers linke Hand nach oben und legte sich um den Hals des Navigators. »Von dir lasse ich mir keine Ratschläge erteilen, du kleiner Wurm«, zischte sie ihm ins Ohr. »Entweder du machst was ich sage oder du verlässt die Brücke

in Einzelteilen. Verstanden?«

Die Augen des braunhaarigen Mannes traten bereits hervor, so eng schnürten sich die Finger der Frau um seine Kehle. »Ver ... stan ...d ...d ... en«, presste er mit letzter Kraft hervor.

Sofort verschwand die Hand von seiner Kehle. Der Navigator rang keuchend nach Luft, während er sich den schmerzenden Hals rieb.

Miss Derringers Aktion hatte einige Aufmerksamkeit unter der Besatzung verursacht. »Was gibt es da zu glotzen? An eure Plätze, sofort!«

Eingeschüchtert nahmen ihre Untergebenen eilig ihre Plätze ein. Miss Derringer konnte spüren, wie sie sich durch ihre Aktion Respekt verschafft hatte. Ein gutes Gefühl fuhr durch ihren Körper, doch das verschwand wieder, als sie an Mister Colt dachte.

Colt – langsam gingen ihr diese Decknamen gehörig auf die Nerven, aber es war nun einmal eine Anweisung des Generals, so viel Anonymität wie möglich untereinander zu wahren. Sie hätte gern den Commander mit seinem richtigen Namen angesprochen, doch den hatte er ihr noch immer nicht verraten. Umgekehrt sah das schon ganz anders aus.

Die drei Minuten verstrichen, ohne dass sich jemand meldete. Schließlich gab sie das Signal zum Start. Ein leichtes Zittern durchfuhr die *Excelsior*, dann hob sie erneut vom Boden ab.

Obwohl Miss Derringer diese Entscheidung schon schwergefallen war, stand ihr die schwierigste noch bevor. Der Befehl, das Feuer auf Singhs Hauptquartier und damit auch auf Commander Colt zu eröffnen ...

\*\*\*

Vijay Brahma Singh stand vor den Bildschirmen in seiner Kommandozentrale und schwieg. Die Stunden strichen dahin, in denen die Vorbereitungen zum Start von *Kalis drittem Auge* voran-

getrieben wurden.

Äußerlich schien Singh eine absolute Ruhe auszustrahlen, doch in seinem Inneren brodelte es. Noch etwa 15 Stunden, dann war seine Maschine voll einsatzbereit. Aber würde es überhaupt dazu kommen?

Hatte er Fehler gemacht? Die falschen Leute mit den falschen Aufgaben betraut? Irgendwie schien das gesamte Geschehen an ihm vorbeizulaufen. Den Grund dafür kannte er auch – er hatte seine rechte Hand, den Mönch Ramanuja, mit zahlreichen wichtigen administrativen Aufgaben betraut. Eigentlich hatte er vollstes Vertrauen in seinen alten Weggefährten gehabt, doch jetzt schien es, als sei er auf eine gewisse Weise überfordert.

Warum hatte er ihm nichts von der Abmachung zwischen ihm und diesem Mister Colt erzählt? Und überhaupt – eigentlich wusste er fast nichts von diesem scheinbaren Verbündeten, den er lediglich als eine zeitweilige Marionette ansah, deren Fäden nun nach und nach gekappt wurden.

Zudem fragte er sich, warum er seit Stunden keine Neuigkeiten darüber erhalten hatte, was mit Colt und seinen Helfern, Sir Gerald und Jimmy Spider sowie der Besatzung der *Excelsior* geschehen war. Hatte Ramanuja Angst, ihm etwas zu erzählen? Es schien, als würde er seinem Meister aus dem Weg gehen.

»Ramanuja!«, rief er den Mönch zu sich.

Der greise Mann, der trotz seines unbestimmt hohen Alters noch erstaunlich fit und gesund war, verbeugte sich leicht. »Ja, Meister?«, fragte er ohne seine ihm sonst eigene Selbstsicherheit.

»Sind unsere Männer in England erfolgreich gewesen?«

Ramanuja erblasste leicht. »Natürlich – ich meine, soweit ich weiß«, druckste er herum.

Vijay Brahma Singh ballte seine Hände zu Fäusten. Ramanuja, sein wichtigster Vertrauter und alter Freund – er log ihm tatsächlich eiskalt ins Gesicht. »Du lügst!«, sprach er seine Gedanken aus.

Der Mönch zuckte zusammen. Auch einige der Soldaten dreh-



ten sich geschockt von ihren Monitoren herum.

»Wie meint Ihr das, Meister?«

»Leben die Spiders noch?«, fragte er nun direkt.

Ramanuja schien sich vor seinem Meister förmlich zu winden.

»Ich weiß ... ich meine ... ja«, brachte er schließlich hervor.

»Und der Colonel ist tot?«

»Ja«, antwortete der Mönch, während er mit jeder Sekunde mehr in sich zusammenzusinken schien.

»Und Colt und seine Leute, sind sie wenigstens erledigt?«

»Seine Begleiter ja ... Colt aber nicht.«

»Was?«, brüllte er Ramanuja an. Er hatte schon länger ein un- gutes Gefühl gehabt, nun aber schien es, als würden alle seine Pläne wie ein Kartenhaus zusammenbrechen. »Und die *Excelsior*?«

»Ist leider nicht unter unserer Kontrolle.«

Drohend näherte sich Singh seinem Helfer Schritt um Schritt, während der Mönch immer weiter zurückwich. »Aber die Amu- lette in dem Tempel haben unsere Soldaten doch hoffentlich ver- nichtet«, sagte Singh mit einem sarkastischen Unterton.

»Leider nicht«, antwortete der Mönch, während er mit dem Rücken gegen die metallene Wand stieß.

»Das hatte ich mir gedacht.« Sehr langsam hob Vijay Brahma Singh seine Hände an und legte sie an Ramanujas Kopf. Der Schädel schien in den mächtigen Pranken fast zu verschwinden.

»Bitte ... bitte ...«, stotterte der Mönch.

»Ramanuja, mein alter Freund, du hast mich sehr enttäuscht. Durch dein Versagen hast du unsere gesamte Mission an den Rand des Scheiterns gebracht. Dafür gibt es nur eine Strafe. Bet- rachte es als eine Ehre, dass ich selbst sie vollstrecke.« Dann drückte Singh unerbittlich zu.

Als auch das letzte Leben aus dem Körper des Mönchs geron- nen war und Singh seine verdreckten Hände gesäubert hatte, wandte er sich wieder seinen Soldaten zu. In ihren Gesichtern spiegelte sich das blanke Entsetzen wider. Nur einer von ihnen

blickte seinen Meister völlig regungslos an.

»Lieutenant Giani Pruddhat, erheben Sie sich«, sprach er den Soldaten direkt an.

»Ja, Meister?«, fragte der etwa vierzig Jahre alte Mann mit dem fülligen schwarzen Oberlippenbart, während er sich von seinem Stuhl erhob.

»Hiermit ernenne ich Sie zum Colonel. Sie werden von nun an unsere Streitkräfte koordinieren. Alle Befehle, alle Aktionen werden über mich allein laufen. Alle Ereignisse werden mir persönlich mitgeteilt. Haben Sie das verstanden?«

»Natürlich, Meister.« Der neu ernannte Colonel verbeugte sich kurz vor seinem Meister. »Wie kann ich euch zu Diensten sein?«

»Sorgen Sie dafür, dass Mister Colt endlich getötet wird. Um die *Excelsior* werde ich mich persönlich kümmern.«

Vijay Brahma Singh schloss seine Augen. Vor seinem geistigen Auge erschien der Berg, in dem Rakashas Totenvögel lebten. Er sandte ihnen einen gedanklichen Befehl zu. Sofort machte sich ein Schwarm der mächtigen Vögel auf, um die *Excelsior* zu vernichten.

Seine Feinde sollten es bitter bereuen, sich ihm in den Weg gestellt zu haben ...

\*\*\*

Die Rückreise vom Refugium der Magier zurück in unsere Welt verlief ähnlich spektakulär wie die Hinreise. Ein paar gewaltige Nichtigkeiten, körperlose Erfahrungen, auf die ich auch verzichten konnte und ein bisschen Small Talk, um sich die Zeit zu vertreiben, dann waren Ramesh Pukkat und ich wieder in dem sogenannten Brahma-Tempel angelangt.

Noch immer lagen die Leichen der Mönche unberührt auf dem Boden, nur hatte das Blut inzwischen eine ganze Schar Fliegen angelockt. Da ich es mir nicht auch noch mit dem örtlichen Fliegengott – falls es überhaupt einen solchen gab – verscherzen

wollte, ließ ich die summenden Plagegeister lieber in Ruhe.

»Und jetzt?«, fragte Ramesh Pukkat, mehr an sich selbst gerichtet.

»Jetzt retten wir die Welt.«

Das war allerdings leichter gesagt als getan, denn ohne fremde Hilfe würden wir das kaum schaffen, auch wenn ich das Brahma-Amulett in meinen Besitz gebracht hatte. Zum Glück gab es da aber noch die TCA, unseren Arbeitgeber. Nach einem längeren Telefonat mit Albert Scarfe hatte ich die wichtigsten Maßnahmen in die Wege geleitet.

Ein Hubschrauber würde am *Indira Gandhi International Airport* auf uns warten und uns zu den Kriegsschiffen bringen, mit denen mein Vater blindlings nach Singhs versteckter Insel suchte. »Nicht irgendein Hubschrauber«, hatte Scarfe hinzugefügt, und als ich das Gefährt zum ersten Mal sah, wusste ich, dass er nicht untertrieben hatte.

Das silbrig glänzende Fluggerät machte einen äußerst futuristischen Eindruck auf mich. Es besaß eine Form, die mich irgendwie an einen Lachs erinnerte. Nur hatten Lachse normalerweise nicht zwei vierblättrige Rotoren an ihrem Rücken – beziehungsweise in diesem Fall auf dem Dach – befestigt, und statt einer Schwimmlinse besaß der Hubschrauber an seinem Hinterteil einen weiteren Rotor. Ob die beiden davon abzweigenden kleinen Flügel eine eigene Funktion hatten oder nur aus ästhetischen Gründen angebracht waren, konnte mir wohl nur der Erbauer verraten.

»Das nenne ich mal einen Hubschrauber«, rief mir mein indischer Kollege zu, während wir uns auf unsere Mitfluggelegenheit zubewegten.

»Tja, für TCA-Agenten nur das Beste«, erwiderte ich.

»Und warum muss ich dann ständig in einem stickigen kleinen Raum ohne Klimaanlage arbeiten?«

Darauf wusste ich leider auch keine Antwort, aber das war im Moment leider zweitrangig. Ich musste nur einen Blick auf die

Uhr werfen, um zu merken, dass die Zeit drängte. In nicht einmal mehr 15 Stunden würde Vijay Brahma Singh seine Maschine aktivieren können.

Endlich hatten wir den grün lackierten Hubschrauber erreicht, dessen Einstiegstüren bereits weit offen standen. Ich hob zunächst meinen Einsatzkoffer, auf den ich auch bei dieser Reise nicht verzichten wollte, hinein, bevor ich mich selbst in den geräumigen Innenraum schob. Danach half ich auch Ramesh Pukkat hinein.

»Hübsch hier«, meinte der Inder. »Ich frage mich nur, wie die Stewardessen hier so sind.«

»Auf die müssen Sie leider verzichten, meine Herren«, erklang vom Pilotensitz eine männliche Stimme. »Dafür werden Sie einen unvergesslichen Flug erleben. Sie müssen Jimmy Spider und Ramesh Pukkat sein, nehme ich an.«

»Sie haben voll ins Schwarze getroffen«, antwortete ich dem Mann, von dem ich nur den Helm und ein Teil des hellhäutigen Gesichts erkennen konnte. Seine Augen wurden von einer dunklen Sonnenbrille verdeckt.

»Mein Name ist übrigens Tom Watkins, und der stille Geselle neben mir heißt Allan Westwood.« Der Kopilot winkte uns kurz zu, ohne sich umzudrehen. »Wir werden Sie sicher zu Ihrem Ziel bringen.«

»Das will ich doch schwer hoffen«, erwiderte ich halb scherzhaft.

Der Pilot lachte etwas verkrampft. Dann drückte er einen Knopf, durch den die Türen automatisch geschlossen wurden. Es ging also los.

Ramesh Pukkat hatte jedoch noch eine Frage auf dem Herzen. »Was ist das eigentlich für ein komischer Hubschrauber?«

Der Pilot drehte sich zu uns herum und lächelte spitzbübisch. »Danke, dass Sie fragen. Sie haben doch bestimmt schon mal von den Sikorsky-X2-Hubschraubern gehört, die vor nicht allzu langer Zeit in den USA entwickelt wurden.« Watkins schien auf

eine Reaktion zu warten, stattdessen erntete er nur betretenes Schweigen. Er räusperte sich kurz, dann setzte er seine kleine Rede fort. »Wie dem auch sei, solche Projekte finden bekanntlich überall ihre Nachahmer. Dieses schöne Modell ist ›Made in Taiwan‹, nur sind dabei ein paar technische und logistische Neuerungen hinzugekommen, zum Beispiel die Tatsache, dass der Innenraum um einiges geräumiger und breiter gestaltet ist. Wenn Sie wollen, erkläre ich Ihnen die Unterschiede während des Fluges noch detaillierter.«

Ramesh Pukkat warf mir einen mitleidigen Blick zu, den ich ebenso erwiderte. Mich gruselte es jetzt schon, aber irgendwie mussten wir den Flug überstehen, um Singh und seine Anhänger von ihrem wahnsinnigen Plan abzuhalten ...

\*\*\*

Nachdem sich Vijay Brahma Singh um die Excelsior-Besatzung gekümmert hatte, wandte er sich wieder anderen Dingen zu.

»Meister, ich erhalte gerade eine Meldung von unserem Informanten aus England«, meldete sich Colonel Pruddhat. »Ein Hubschrauber mit Jimmy Spider an Bord befindet sich auf einem Flug in Richtung des Indischen Ozeans.«

»Interessant, Colonel«, antwortete Singh. »Was könnten Sie wohl dort wollen?«

»Sir Gerald Spider ist dort mit zwei Kriegsschiffen der britischen Marine unterwegs, um nach unserer Insel zu suchen.«

»Was?«, fuhr Singh seinen Untergebenen an. »Warum erfahre ich erst jetzt davon?«

»Es tut mir leid, Meister. Ich hatte dies alles Ramanuja berichtet – nun, ich konnte ja nicht ahnen, dass er ...«

Vijay Brahma Singh hob seine linke Hand an, um den Colonel zu beruhigen. »Schon gut. Gibt es noch weitere Informationen?«

»Ja. Jimmy Spider ist im Besitz eines der Amulette.«

Wieder stieg eine unbändige Wut in dem mächtigen Inder

hoch. Es schien, als hätte sich die ganze Welt gegen ihn und seinen Plan verschworen.

»Aber es gibt auch eine gute Nachricht, Meister. Der Informant hat uns die GPS-Koordinaten mit dem derzeitigen Standort des Hubschraubers übermittelt.«

Plötzlich konnte Singh wieder lächeln. »Sehr gut«, flüsterte er.

»Soll ich einen der Kampfhubschrauber startklar machen, um Spider abzufangen?«, ereiferte sich der Commander.

»Nein. Darum werde ich mich kümmern.« Und er wusste auch schon ganz genau wie ...

\*\*\*

Ich hatte schon einige Hubschrauber-Flüge hinter mir, aber so schnell wie mit diesem Gerät war ich noch nicht geflogen. Die Dörfer, Städte, Wälder und Flüsse rasten förmlich unter uns hinweg. »Wie schnell sind wir gerade?«, fragte ich unseren Piloten, der uns glücklicherweise weitere technische Anekdoten erspart hatte.

»402 km/h, um genau zu sein«, erwiderte Watkins.

Das erklärte natürlich einiges. Auch, weshalb wir uns langsam bereits auf das offene Meer zu bewegten.

»Das amerikanische Original ist allerdings um einiges schneller, vor allem wegen der schmaleren Bauweise«, begann der Pilot doch noch ein paar technische Feinheiten zum Besten zu geben.

»Schön«, erwiderte ich nur. Watkins schien diesen Wink zu verstehen und schwieg.

»Es ist schon unglaublich«, meinte Ramesh Pukkat. »In einem Moment waten wir durch einen Raum voller Leichen, dann springen wir zwischen zwei Dimensionen hin und her und jetzt sitzen wir in einem Hightech-Hubschrauber und fliegen aufs offene Meer hinaus.« Er schaute mir direkt in die Augen. »Wie kannst du bei all dem nur so entspannt bleiben?«

Ich lächelte schmal. Bevor ich zu einer Antwort ansetzen konn-

te, unterbrach mich erneut der Pilot. »Wir sind jetzt auf dem offenen Meer. Noch etwa 35 Minuten Flugzeit, dann sollten wir unser Ziel erreicht haben.«

Diese Information gab mir die Zeit, noch einmal etwas in mich zu gehen. War ich wirklich so entspannt, wie ich mich gab? Irgendwie musste ich das sein, sonst wäre ich wohl schon verrückt geworden. Trotzdem dachte ich natürlich daran, was mit Geoffrey McShady und Valerius geschehen sein mochte – und was mit Shatarupa Singh bereits geschehen war.

Bevor ich weiter in Sentimentalitäten schwelgen konnte, holte mich die Stimme des Piloten wieder in die Realität zurück. »Irgendetwas stimmt hier nicht. Wir werden immer langsamer.«

»Das ist unmöglich«, mischte sich jetzt auch Allan Westwood ein. Seine Stimme klang leicht nervös. »Die Geschwindigkeit liegt immer noch bei 398 km/h. Aber es ist, als würden wir uns nur halb so schnell bewegen.«

Ich ahnte schon, dass das keine natürliche oder technische Ursache hatte. Entweder Vijay Brahma Singh oder dieser Rakasha ließen hier ihre Macht spielen. Doch was würde als Nächstes geschehen?

Plötzlich tauchten am Horizont mehrere dunkle Punkte auf, die sich unruhig auf uns zubewegten. Ich erinnerte mich an etwas, dass mir Valerius im Refugium der Magier gesagt hatte. Totenvögel ... Über solche Wesen sollte Singh verfügen. Waren sie es, die uns gerade entgegen flogen?

»Was zur Hölle ist das?«, entfuhr es dem Piloten. Die fliegenden Kreaturen waren jetzt so nahe, dass wir sie genauer erkennen konnten. Riesige, urwelthafte Vögel mit einer Flügelspannweite von über fünf Metern. Sie besaßen eine vollkommen schwarze, ledrige Haut, federlose Flügel und lange, äußerst spitze Schnäbel. Und ihre Augen glühten in einem dunklen Rot ...

Es waren genau vier dieser Totenvögel. Hatten sie vor wenigen Sekunden noch einen Verbund gebildet, so teilten sie sich jetzt auf und umkreisten den Hubschrauber in einem gewissen Ab-

stand. Es schien, als wollten sie sich ihre Beute genau zurechtlegen.

Plötzlich aber griffen sie an. Einer der Vögel schoss auf die Scheibe auf der Seite des Kopiloten zu – und durchbrach sie mit mörderischer Wucht. Allan Westwood hatte keine Chance. Der Schnabel des Untiers bohrte sich durch den Helm in seinen Kopf.

Tom Watkins schrie vor Entsetzen, während ich meine Desert Eagle zog und entsicherte. Das Flugmonster steckte halb in der Kabine fest. Sein Schnabel zuckte wild hin und her, während die rot glühenden Augen uns fast Funken entgegen zu sprühen schienen.

Gerade als ich auf den Kopf des Untiers anlegen wollte, griffen auch die anderen Totenvögel an. Mit ihren mächtigen Körpern rammten sie den Hubschrauber. Wieder und wieder wurden wir durchgeschüttelt und konnten uns dabei kaum auf unseren Plätzen halten.

Plötzlich geriet der Hubschrauber ins Trudeln. Durch die Stöße musste unser Pilot endgültig die Kontrolle verloren haben.

»Watkins, kommen Sie zu sich! Halten Sie den Vogel auf Kurs!«, schrie ich den Piloten an, der wie paralysiert wirkte.

Während ich versuchte, den eingedrungenen Monstervogel ins Visier zu nehmen, schaffte das Monstrum es tatsächlich, seinen Schnabel von dem Kopiloten zu lösen. Wütend stach er nach Watkins, verfehlte ihn aber.

Gleichzeitig drückte ich ab. Zwei Kugeln jagte ich dem Untier entgegen. Die Geschosse schlugen direkt in eines der leuchtenden Augen ein. Der Kopf des Totenvogels schien durch die Einschläge förmlich zu explodieren. Das war das Ende des Monsters. Der nun führerlose Körper verlor den Kontakt zu dem Hubschrauber und stürzte in die Tiefe.

Doch die anderen drei Totenvögel hatten noch längst nicht aufgegeben. Immer wieder stießen sie mit ihren Körpern gegen die Verkleidung. An mehreren Stellen wölbte sich das Metall bereits nach innen.



Immerhin gelang es den Piloten, die Maschine wieder unter Kontrolle zu bringen. »Der Vogel muss erst noch geboren werden, der Tom Watkins zum Absturz bringt.«

»Schön, dass wir Sie wieder haben«, rief ich dem Piloten zu.

»Ja, mich freut es auch.«

»Und jetzt – öffnen Sie die Türen.«

»Sind Sie wahnsinnig?«, schrie Watkins, und auch Ramesh Pukkat sah mich entgeistert an.

»Wir können Sie vernichten. Aber nur, wenn wir sie direkt angreifen. Oder wollen Sie warten, bis Sie zu uns hinein kommen?«

Watkins nickte. »Also gut.«

»Mach den Einsatzkoffer auf!«, rief ich meinem indischen Kollegen zu, während sich die Türen langsam öffneten.

»Und dann?«

»Hol den Flammenwerfer raus!«

»Doch nicht etwa den Föhn?«, fragte Ramesh Pukkat entgeistert.

»Genau den«, antwortete ich. »Pass auf!«

Einer der Totenvögel schien unseren Plan erkannt zu haben und rammte erneut den Hubschrauber – nur diesmal traf er auf keinen Widerstand. Mit lautem Kreischen drang das Monster in den Innenraum ein und schleuderte Ramesh Pukkat zurück.

Damit hatte ich nicht gerechnet. Ich taumelte zurück, fand keinen Halt und stürzte aus der offenen Tür. Im letzten Moment ergriff meine linke Hand eine Querstange direkt neben dem Ausstieg.

Ich konnte förmlich spüren, wie sich die Sehnen in meinem Arm bis ans Äußerste dehnten, während meine Beine über dem offenen Meer baumelten. Wenn ich jetzt abstürzte, wäre ich die perfekte, bereits weich geschlagene Zwischenmahlzeit für jeden gerade anwesenden Raubfisch.

Oder für einen der Totenvögel. Die zwei übrigen Flugwesen segelten unter mir entlang und schienen nur darauf zu warten, dass mich die Kräfte verließen. Doch den Gefallen würde ich ih-

nen nicht tun. Stattdessen schoss ich mit der Desert Eagle, die ich noch immer in meiner rechten Hand hielt, auf die monströsen Wesen.

Zwei Kugeln rauschten dem Wasser entgegen, die nächsten drei aber trafen. Einer der beiden Totenvögel wurde mehrmals durchgeschüttelt, ansonsten aber schienen ihm die Geschosse nicht viel auszumachen. Doch auf die Augen zu zielen war aus dieser Entfernung ein hoffnungsloses Unterfangen.

Im Hubschrauber tobte unterdessen weiter ein mörderischer Kampf. Hektisch schlug das schwarze Flugwesen immer wieder mit seinem Schnabel auf Ramesh Pukkat ein. Ich glaubte schon, dass der nächste Stoß für meinen indischen Kollegen das Ende bedeuten würde, da aktivierte er endlich den Mini-Flammenwerfer. Eine grell leuchtende Feuerlohe schoss auf den Totenvogel zu. Sofort stand das Monster lichterloh in Flammen. Die ledrige, trockene Haut des Wesens brannte wie Zunder, während es schreiend hin und her zuckte.

Plötzlich kippte der Hubschrauber nach links weg - und damit auch der brennende Vogel. Meine Beine fanden endlich wieder halt, sodass ich den Griff losließ. Das jedoch war ein Fehler. Erneut stürzte ich haltlos dem Meer entgegen, doch im letzten Moment schlug der Pilot wieder einen waagerechten Kurs ein.

Ich wurde durch den Schwung gegen einen der Vordersitze geschleudert, während sich Ramesh Pukkat mühsam an der Sitzbank festklammerte.

»Festhalten!«, schrie Tom Watkins, während der Hubschrauber plötzlich nach unten absackte.

Einer der Totenvögel war direkt vor der Schutzscheibe des Piloten aufgetaucht. Doch mit dessen schneller Reaktion schien das Wesen nicht gerechnet zu haben. Während der Hubschrauber einige Meter nach unten sackte, geriet der Vogel zwischen die Rotoren. In der nächsten Sekunde segelten Kopf und Körper des Wesens unabhängig voneinander der Meeresoberfläche entgegen.

Blieb noch ein Monstervogel, und der ging aufs Ganze. Im Sturzflug zielte er auf die offene Kabinentür, während er seinen Schnabel weit aufriss.

»Den holen wir uns!«, schrie Ramesh Pukkat, riss den Flammenwerfer hoch und drückte ab. Gleichzeitig schoss ich mit meiner eigenen Waffe auf das höllische Untier.

Während der Totenvogel mit ausgebreiteten Schwingen gegen den Hubschrauber prallte und uns ins Trudeln zwang, wurde das Monster voll getroffen. Die Flammen schlugen gegen seine ungeschützte Brust, während meine Kugeln direkt in den Kopf des Monsters jagten.

Der Körper des Untiers flog förmlich auseinander. Zahlreiche Fetzen stürzten dem Meer entgegen.

»Ich schätze, wir haben es geschafft«, rief der indische Agent mir zu. Ich nickte nur anerkennend. Gleichzeitig fühlte ich nach dem Brahma-Amulett. Es befand sich noch immer gut verstaut in der Innentasche meines Jacketts. Ich trug es bewusst nicht direkt am Körper, damit es uns nicht zu früh zur Nebelinsel brachte.

»Darf ich jetzt die Türen wieder schließen?«, fragte Tom Watkins vorsichtig.

»Sie dürfen.«

»Gut.« Watkins drückte einige Knöpfe, woraufhin der Hubschrauber wieder spürbar beschleunigte. »Es scheint, als könnte die Reise weitergehen«, sagte er vergleichsweise ruhig, wenn man bedachte, dass neben ihm sein toter, blutüberströmter Kollege saß. Wahrscheinlich stand er noch immer unter Schock, ohne es selbst zu merken.

»Dann nehmen Sie Kurs auf die Schiffe«, antwortete ich.

»Glauben Sie mir, im Moment tue ich nichts lieber als das ...«

\*\*\*

Wie ein gewaltiger Raubvogel schwebte die *Excelsior* über der Festung der Singh-Bruderschaft. Das Bild, das Miss Derringer

auf dem wieder funktionierenden Hauptmonitor zu sehen bekam, ließ ihr einen kleinen Schauer über den Rücken rieseln. Eigentlich wusste sie, dass es keine andere Möglichkeit gab, als das Feuer auf die Anlage zu eröffnen, doch sie hätte gerne die Gewissheit, dass sie damit nicht das Todesurteil für Mister Colt unterschreiben würde.

»Geben Sie jetzt die Freigabe oder nicht, Miss Derringer?«, fragte Mister Magnum ungehalten. Offenbar hatte ihm die Demonstration der blonden Frau wenige Minuten zuvor noch immer nicht seinen Widerstandswillen geraubt. Seine kratzige Stimme erinnerte aber sofort daran, was ihm widerfahren war.

»Warten Sie noch«, antwortete Miss Derringer ebenso nervös. »Und nennen Sie mich nicht ständig ›Miss Derringer‹. Diese alberne Decknamen-Scharade geht mir langsam auf die Nerven.«

»Ich lege mich ganz sicher nicht mit dem General an«, erwiderte der Navigator.

Die blonde Killerin war schon kurz davor, Mister Magnum eine Kugel in den Kopf zu jagen und selbst das Steuer zu übernehmen, da erklang an ihren Ohren plötzlich ein Kratzen. Das Headset! Jemand versuchte, zu ihr Kontakt aufzunehmen.

»Commander Colt, können Sie mich hören?«, schrie sie förmlich in das Mikrofon vor ihrem Mund hinein.

Noch einmal war ein kratziges Rauschen zu hören. Dann erklang tatsächlich Colts Stimme. »Ja!«

Eine wohlige Erleichterung durchströmte Miss Derringers Körper. Vielleicht war ja doch noch etwas zu retten. »Wie ist Ihr Status?«, fragte sie.

»Ich bin tot«, erklang es aus der Ohrmuschel.

Die Killerin konnte mit dieser Antwort nichts anfangen. »Wie bitte?«

»Ich bin tot, erledigt, am Ende. Nimm es, wie du willst, Susanna.«

Miss Derringer spürte, dass Colt es absolut ernst meinte. Bisher hatte er sie noch nie mit ihrem wahren Vornamen angesprochen.

Dass er es jetzt, in so einer Situation, tat, konnte nichts Gutes bedeuten.

»Ich gebe dir jetzt einen letzten Befehl, bevor ich mich für immer verabschiede«, erklang wieder Colts Stimme, während im Hintergrund Schüsse zu hören waren. »Vernichte Singhs Anlage und vor allem – vernichte Singh. Nimm keine Rücksicht. Unsere Mission ist gescheitert, aber der große Plan muss fortbestehen. Nur so werde ich mein Gesicht wahren können. Für mich gibt es kein Zurück mehr.« Der Commander schwieg kurz, bevor er fortfuhr. »Leb wohl, Susanna! Es war schön mit dir.« Nach dem letzten Satz war wie Leitung endgültig tot.

Miss Derringer saß wie angewurzelt auf ihrem Platz. Sie konnte einfach nicht fassen, was der Commander ihr mit auf den Weg gegeben hatte. Und vor allem, dass er sich auf diese Weise von ihr verabschiedet hatte.

»Miss Derringer, Sie müssen eine Entscheidung treffen«, meldete sich erneut Mister Magnum zu Wort.

Dieser eine Satz sorgte dafür, dass aus der in ihren Gefühlen ertrinkenden Susanna wieder die eiskalte Miss Derringer wurde. Sie erhob sich von ihrem Stuhl, fixierte das Bild der Festung mit ihrem Blick und gab ihre Entscheidung bekannt. »Feuer!«

\*\*\*

Während sich die letzten Strahlen der untergehenden Sonne in den Blättern des dichten Dschungels brachen, glitten Dutzende, sich rasend schnell bewegende Schatten über sie hinweg. Totenvögel, von ihrem Meister Rakasha aus einer der finstersten Höhlen befreit, die auf dieser Insel eine Heimat gefunden hatten. Wesen, denen ein Leben nichts wert war, die nur darauf aus waren, ihrem Meister zu gehorchen und dessen Feinde zu töten.

Erneut hatten sie einen Befehl erhalten, und sie befolgten ihn, ohne zu zögern.

Beinahe lautlos glitten sie durch die Lüfte ihrem Ziel entgegen.

Noch wenige Sekunden, dann würden sie es erreicht haben. Ein Ziel, das ebenfalls über dem Boden schwebte. Die *Excelsior* ...

\*\*\*

Der Mann, der durch die Hallen des riesigen Komplexes schlich wie eine Ratte, die sich vor dem Licht versteckte, spürte, wie sich etwas seiner Sinne bemächtigte.

Er kämpfte weiter, tötete, wenn sich ihm ein Gegner in den Weg stellte. Doch ein Ziel hatte er nicht mehr. Er war längst tot, nur durch wessen Hand er endgültig ins Jenseits hinübergleiten würde, das stand noch nicht fest.

Der Mann, der sich Colt genannt hatte, wusste nicht, was es war, dass da durch seine Gedanken kroch. Es musste etwas Fremdes sein, etwas, das von einer anderen Macht kontrolliert wurde.

Plötzlich erschien etwas vor ihm. Kein Soldat, etwas anderes. Eine Kreatur aus den Untiefen der Hölle. Eine riesige, gelblich leuchtende Schlange, die ihm zischelnd entgegen glitt.

Vor wenigen Minuten noch hätte er seine Waffen erhoben und sofort das Feuer eröffnet, doch nun spürte er, dass ihm von diesem Wesen keine Gefahr drohte. Für einen Augenblick traf ihn ein Blick der tiefrot leuchtenden Augen, dann schlängelte sich das monströse Wesen an ihm vorbei.

Erst jetzt bemerkte der Mann, dass er keine Schmerzen mehr spürte. Noch immer klaffte eine große Wunde an seinem linken Arm, doch kein neues Blut drang mehr heraus. Stattdessen nahm die Haut an seinem Arm eine neue Farbe an. Ein leichtes, fast unscheinbares Braun erschien.

Der Commander spürte erneut, dass etwas in seinen Verstand drang. Doch nicht, um ihn zurückzudrängen oder ihn zu blockieren, er hatte vielmehr das Gefühl, als würde dieses Andere sein Wissen, seine Kräfte und seinen Willen erweitern.

Er wusste nicht, welche Macht in ihn eingedrungen war. Und

doch spürte er, was es war. Etwas Böses ...

\*\*\*

Trotz eines ausgeprägten Loches in der Frontscheibe, einigen Beulen an der äußeren Verkleidung und eines toten Kopiloten erreichte unser Hubschrauber schließlich doch noch sein Ziel. Einige Dutzend Meter unter uns glitten die beiden Kriegsschiffe, die die TCA organisiert hatte, auf ruhiger See dahin.

Einen Zerstörer und eine Fregatte hatte man aufgeboten, um Vijay Brahma Singhs wahnwitzige Pläne zu stoppen. Recht überschaubar, wenn man mich fragte.

Der Hubschrauber senkte sich auf einen auf dem Zerstörer befindlichen Landeplatz, auf dem sich schon einige Schaulustige versammelt hatten. Ich musste kein Prophet sein, um zu erahnen, dass sich darunter auch Sir Gerald Spider befand. Normalerweise versuchte ich, Begegnungen zwischen uns zu vermeiden, doch diesmal kam ich um dieses zweifelhafte Vergnügen wohl nicht herum.

»Du ziehst ein Gesicht, als hätte dir jemand Haferschleim zum Frühstück serviert«, sprach mich Ramesh Pukkat auf meine wohl recht offensichtlichen Gefühle an.

»Kein Haferschleim, eher gesalzenen Dünger«, erwiderte ich, woraufhin der Inder mit gespielterem Ekel sein Gesicht verzog.

Zumindest hatten wir unseren Humor nicht verloren. Noch nicht, denn der gefährlichste Teil stand uns noch bevor.

Inzwischen hatte ich auch die restlichen Ersatzmagazine für die Desert Eagle aus meinem Einsatzkoffer geholt und sie mir eingesteckt. Zum einen, weil ich für weitere Angriffe vorbereitet sein wollte, zum anderen, weil meinen Einsatzkoffern meist nur ein kurzes Leben beschieden war.

Endlich setzte der Hubschrauber auf dem Landeplatz auf. Wortlos öffnete Tom Watkins die Türen. Offenbar hatte ihn der ständige Anblick seines toten Kollegen doch wieder in einen

Schockzustand versetzt.

Ich griff mir meinen Einsatzkoffer und sprang aus dem Hubschrauber hinaus. Eine leichte, kühle Brise strich über mein Gesicht und über meinen Körper.

»Wie in einem Urlaubsparadies sieht es hier aber nicht aus«, witzelte mein indischer Kollege.

Im nächsten Moment wurden wir endgültig in die Realität zurückgeholt. Ein Mann mit schwarzgrauen Haaren und einem Vollbart in der gleichen Farbe lief uns entgegen. Er war etwa ein Meter neunzig groß, trug einen schwarzen Anzug ohne Krawatte, eine dunkle Hose und schwarze Lederschuhe. Für sein Alter wirkte er äußerst durchtrainiert.

In seinen Augen strahlte noch immer ein machtvoller, teils sogar überheblich wirkender Glanz.

»Jim, es freut mich, dass wir uns hier wiedertreffen«, schrie er mir entgegen, um die Geräusche des Hubschraubers zu übertönen.

»Du weißt es doch genau – ich heiße Jim-my. Steht auch in meinem Ausweis, wenn du mir nicht glaubst.«

»Schon gut«, hob er beschwichtigend die Hände. »Lass uns jetzt nicht darüber streiten. Wir sind schließlich wegen wichtigeren Dingen hier.«

Zunächst aber begrüßte er noch Ramesh Pukkat, der sich trotz der Dinge, die ich ihm über meinen Vater erzählt hatte, wie ein Schuljunge darüber freute, endlich seinem großen Idol begegnen zu dürfen. Nun ja, jedem das seine.

Inzwischen schüttelte ich die Hand eines weiteren Mannes, der zu unserer Begrüßung eine Uniform der Royal Marines trug.

»Lieutenant Commander Alec McCoy. Ich leite diese Operation in Zusammenarbeit mit Ihrem Vater«, stellte sich der etwa vierzig Jahre alte Mann vor. Die scharfen Falten in seinem angespannten Gesicht zeugten davon, dass dies bei Weitem nicht sein erster derartiger Einsatz war. Auf seiner sonnengebräunten Haut schimmerten einige Schweißtropfen.



»Jimmy Spider, aber das wissen Sie ja bereits. Ich bin aber etwas überrascht – ein Lieutenant Commander, der die Befehlsgehalt über zwei Schiffe hat?«

McCoy konnte sich ein Lachen nicht verkneifen. »Keine Sorge, ich war nicht immer Lieutenant Commander. Eigentlich bin ich Rear Admiral, aber für diesen Einsatz habe ich mich vorübergehend zurückstufen lassen.«

»Sind Sie so scharf darauf, der Singh-Bruderschaft in den Hintern zu treten?«

Augenblicklich verschwand das Lächeln auf dem Gesicht des Marines. »Sie töteten meinen Bruder«, flüsterte er mir zu.

Ich nickte. Offenbar hatte bei diesem Einsatz jeder seine ganz eigenen Motive.

Hinter dem Lieutenant Commander hatten sich noch etwa ein Dutzend weitere Marines zu unserer Begrüßung aufgebaut. Da diese nun endlich überstanden war, schickte sie McCoy wieder an die Arbeit. »Ich gehe mich mal umziehen«, verabschiedete er sich von mir.

Während ich einen Blick auf die Fregatte warf, die etwa einhundert Meter neben dem Zerstörer durch das Wasser pflügte, trat mein Vater neben mich.

»Es freut mich wirklich, dass wir uns wiedersehen. Deine Mutter hätte es bestimmt nicht gewollt, dass wir uns so selten treffen.«

Ich warf ihm einen bösen Blick zu. »Seit wann weißt du so genau, was meine Mutter gewollt hätte?« Bevor er etwas erwidern konnte, wechselte ich das Thema. »Hier.« Ich zog das Amulett aus meiner Jackentasche hervor und hielt es fest in meiner rechten Hand. »Damit sollten wir uns lieber beschäftigen.«

»Ist das das Amulett, von dem mir Albert berichtet hat?«

Mir lag ein dummer Spruch auf den Lippen, doch im Angesicht meines Vaters verkniff ich ihn mir. »Genau. Es wird uns zu der Insel führen. Da fällt mir ein – wie hast du eigentlich geglaubt die Insel finden zu können?«

Auf seinem Gesicht erschien der Anflug eines Lächelns. »Ich hatte gehofft, dass Singh mich finden und es auf ein letztes Duell ankommen lassen würde. Aber scheinbar sieht er einen alten Mann nicht mehr als eine Bedrohung an.«

Hörte ich da etwa ein wenig Wehmut heraus? Sir Gerald schien in den letzten Jahren tatsächlich etwas gealtert zu sein. Aber irgendwie traute ich dem Braten nicht. »Vielleicht liegt es auch daran, dass du nur mit mageren zwei Schiffen gegen ihn angehen willst.«

»Versuch du mal einer Regierung zu erklären, dass ein ausgebrochener Top-Terrorist mittels einer kaum beschreibbaren Maschine von einer unsichtbaren Insel aus die Menschheit vernichten will. Ich kann schon froh sein, dass man mir zwei Schiffe überlassen hat. Zufällig hatte die britische Regierung den Indern zu Trainingszwecken eben diese beiden hier ausgeliehen. Deswegen befinden sich unter der Besatzung nur einige Dutzend Briten.«

»Trotzdem steigert das nicht gerade meinen Optimismus«, erwiderte ich.

Die nächsten Minuten verbrachten wir schweigend. Immer wieder warf ich einen Blick auf das Amulett, doch es tat sich nichts. Ich hatte lediglich das Gefühl, dass mich das Brahma-Abbild schief angrinste. Als ich ihm meine Zunge entgegen streckte, erntete ich nur einen entgeisterten Blick meines Vaters.

Auf der durch die Schiffe aufgewühlten See glitzerten die letzten Strahlen der untergehenden Sonne. Wenn nicht bald etwas geschah, mussten wir im Dunkeln nach der Insel suchen.

Ich warf einen Blick auf meine Uhr. Noch etwa vierzehn oder fünfzehn Stunden, dann würde Singh seine Maschine aktivieren können.

»Da ist etwas, das ich dir noch nicht erzählt habe«, sprach mich mein Vater wieder an. »Eigentlich habe ich es niemandem auf diesen Schiffen erzählt. Du wirst dich sicher gefragt haben, warum Singh nicht schon vor fünf Jahren seine Maschine akti-

viert hat. Nun, sie war noch nicht ganz fertig, und als sie es war, habe ich ihn noch rechtzeitig in die Falle gelockt.«

»Und?«

»Die Sache ist die, der Informant hat mir damals berichtet, dass die Maschine eine bestimmte Zeit benötigt, um voll einsatzfähig zu sein. Allerdings kann Singh sie theoretisch auch schon früher aktivieren, nur ist ihre Wirkung dann nicht ganz so gravierend.«

Ich blickte meinen Vater entsetzt an. »Und das erzählst du mir erst jetzt?«

»Was hätte das schon geändert?«, erwiderte er.

Ich schüttelte nur den Kopf. Wieder einmal zog mein Vater sein ganz eigenes Spiel durch. Ich hatte mich nicht getäuscht – in Wahrheit hatte er sich kein bisschen geändert. Noch immer war er der verschlossene, egozentrische Geheimagent, mit dem ich mich nie besonders verbunden gefühlt hatte.

Bevor ich ihm das allerdings sagen konnte, veränderte sich plötzlich die Szenerie. Einige Hundert Meter vor den Schiffen erschien wie aus dem Nichts eine graue Nebelwand.

Automatisch blickte ich auf das Amulett in meiner Hand hinab. Der runde Stein strahlte ein merkwürdiges, gelbliches Licht ab. Hatten wir endlich die Nebelinsel gefunden?

Nicht nur wir, auch die Besatzung der Schiffe schien die Veränderung bemerkt zu haben. Sowohl der Zerstörer als auch die Fregatte drosselten merklich ihre Geschwindigkeit.

»Endlich ...«, flüsterte Sir Gerald leise. »Darauf habe ich so lange gewartet.«

Durch den aufziehenden Nebel wurde die Szenerie noch düsterer als sie es durch die untergehende Sonne schon war. Die grauen Schwaden schienen förmlich nach uns zu greifen, um die Schiffe für immer zu verschlingen.

Schließlich drangen wir in die düstere Nebelwand ein. Die grauen Schwaden waren so dicht, dass wir kaum zwanzig Meter weit sehen konnten. Zur Sicherheit stellte ich meinen Einsatzkoffer ab, nahm das Amulett in die linke Hand und zog meine De-

sert Eagle. Man konnte ja nie wissen ...

»Denkst du, dass Singhs Helfer uns bereits erwarten?«, fragte mein Vater, der meine Bewegungen gesehen hatte.

»Ich denke es nicht nur, ich bin mir sicher.«

Mehrere Minuten lang sahen wir nichts weiter als eine graue Suppe, dann endlich dünnte der Nebel aus und verschwand schließlich. Dafür offenbarte sich uns ein gewaltiger Anblick.

Zwei riesig wirkende, steil in den Himmel ragende Felsen flankierten den Zugang zu der Insel, nach der wir so lange gesucht hatten. Im Hintergrund war eine Art Gebäudekomplex zu erahnen.

Doch das war nichts gegen das, was vor uns am Himmel erschien. Ein gewaltiger Schwarm der schwarzen Totenvögel, die sich in mehreren Reihen auf uns hinabstürzten, um uns endgültig zu vernichten ...

**ENDE**